

Der gestohlene Weihnachtsbaum

Autor(en): **V.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 51

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Greseli — o, wi der Schnee drüber lyt! Under em Schnee sy Muetters Schritte. Under Muetters Schritte wachst Chorn!»

Der Vatter lost u lost. Was isch los mit ihm? Kes Wort chan er usebringe. Mit em Ermel fahrt er über ds Gesicht. Jetz nimmt er Roselis Chorb, ds Pack. Still loufe sie em Acher nah, bärguuf. O, wi rumoret das im Vatter inne! „Schlächte Kärli — schlächte Kärli — all Tag gsehsch da das Chorn — hesch nume nie gfragt, wi's syg i Bode cho! No hüt tschalpisch da verby — wosch abe, ga ds Roseli reiche, Blybsch bhange, blybsch hocke! U wo de am Bahnhof bisch, isch der Zug längschte furt. Oh, i Ärdboden abe sött me si schäme — schäme!“ — So trappe sie bärguuf. Är voruus — ds Roseli hindernache. Was söll's danke vom Vatter? Nüt wott's danke. Still treit es sys errunnene Saatchörnli nache u git ihm albeneinisch e Huuch us syne junge, warme Lippe. —

Dobe im Chnubelhüsli warte sie, warte sie. — Ach, es isch äbe nid schön ggange hütt, daheim. D'Muetter wär so gärn sälber ga ds Roseli reiche, sie het sech so gfreut gha! Het der besser Rock scho uf ds Bett gleit, het si gwäschene u gstrählt. Un jetz chunnt der Vatter — tuet wüescht. Da syg ke Red dervo — är gang. Das syg sys guete Rächt, är heig ds Roseli am längschte nüt gseh. Är syg ja im Dienschts gsi, wo's furt syg. «Also, Vatter, de gang i Gotts Name.» — U sie schlüüft wider i Wächtigrock, die gueti Muetter. Aber — ach — d'Chnöi zittere — ds Härz chlopfet. E ganze Wirbel vo böse Gedanke fahrt uuf. Jetz tuet er derglyche, es syg ihm wäg em Roseli, u doch, ach — 's ischt ihm ja nume für furt z'cho, für ne Glägeheit z'ha... I weiss' wohl, i weiss' wohl... Oh, we nume die Bitterkeit nid wett ufcho! Hütt — am Heiligen Abe! Da chunnt wider das Eländ über se — die Angscht u Not. Sie bschliesst d'Tür. Alleini sy muess sie. Dert chnöilet sie u leit der müed, müed Chopf uf e Bettrand. Use briegge muess sie wider einisch! Er isch nid guet hei cho us em Dienschts. Sie hein ihm wider der Chopf gross gmacht. Er het wider so keis Blybe meh. Bi jeder Glägeheit etwütscht er, blybt hocke. Ach, er wär süsch ke schlächte Ma, aber das Plagiere — das Grosstue im Wirtshuus! U sie cha sider schindte u wärche, sorgen u angschte... gloubet dr, er hätt gfragt nach em Chornächerli? Sie het sech so gfreut, ihm z'zeige, wi schön d'Saat errunne syg. — Aber d'Saat isch da — Vatter luegt nüt — der Schnee fällt druuf. Cha me dāwäg der Sach no öppis dernah frage? Es isch e Jammer!

Los, wi d'Buebe dāne rumore? Sie wei ds Bäumlü zwāgmache — sie wei Wiehnachte ha! Schön rot Öpfle het me ne ggā — die verguldete Nüss, Silberfāde. Der Köbi singt. Eis Schuelliedli nam andere schmätteret er use. «Alle Jahre wieder, kommt das Christuskind.» Guete Bueb! — U sie — cha sie Wiehnachte fyre? Cha sie sech freue? Cha sie tue, wi we nüt wär? Cha sie em Roseli froh i d'Ouge luege —

ds Roseli, das merkt alls. Wi söll sie da bestah — ohni Wiehnachtsfreud? D'Ouge voll Träne! — Aber jetz rüefe d'Buebe. Sie chlopfe. Sie rigle a der Tür. «Muetter — chumm cho luege. Gib Cherzli, Muetti — gib der Heiland vüre, mit em Chrippli. — Muetterli — was hesch?»

Sie steit uuf, putzt d'Träne furt. Lue, es geit ere e Gedanke dür e Chopf: Me cha mängs. Me cha sogar en Egge über en Acher schleipfe! 's git ja no schwärers, weder das — ga nes Bäumlü rüschte, we me sech nid freut. — Aber — Muetter, los, isch nid ds Chorn o errunne? — Sie git sech e Ruck. Sie gseht die jungi Saat uf em Acher. Der Rigel vo der Tür geit zrugg. Scho hange d'Buebe an ere.

Gly druuf isch alls fertig. O ds Jesus-Chindli het vüre müessen us der Wiehnachtsdrucke. Da ligt's i sym chlyne Chrippli u streckt d'Ärmli uus nach em Wiehnachtsstärn, wo d'Muetter no z'überscht a ds Bäumlü heftet. — U jetz stöh sie am Fänschter u warte. Warum chöme sie nid? No einisch wird's der Muetter schwär. — Es chunnt gwüss nid guet — der Vatter isch wāger blybe hocke. — Ds Roseli schnupet aleini der Bärg uuf. 's isch ja scho stockfyschteri Nacht... o, i muess gah — i muess gah! — Sie nimmt im Schaff ihres warme Tuech u lyret's um e Chopf. «Muetterli — wo wosch hi?» — «Em Roseli etgāge. Blybet nume da — heit nid Angscht —»... Usen isch sie! — Aber los — ghört me' nid öppis? 's tuet öpper Schneestogle vo de Füesse stüpfle. — E Stimm wird lut: «Muetterli!...» O, wi das tönt! E Jubelschrei us eme zsāmpresste Meitschihärz! — U der Vatter? Er steit dernāben u seit nüt, gar nüt. Aber gly druuf lüüchtet i der Stube ds erschte Cherzli uuf. Was macht ds Roseli? Äs wott o hālfte azündte. Aber da het's no öppis i der Hand. Sorgfältig u fyn leit's sys errunnene Weizehorn em Heiland uf sys Chrippli. D'Muetter gseht's. Gheimnisvoll zieht öppis dür ihres Härz. D'Wiehnachte isch erwachtet in ere inne. D'Ouge fa afa lüüchte. Sie nimmt ihri Chind an es Chüppeli. Wundersam tönt ihri Stimm dür d'Stufe: «Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart!» Der Vatter steit gēng no absyts, dert bir Türe. Aber wo ds Lied ustönt het, chunnt er hübscheli zueche. Het er nid roti Ouge? D'Muetter löst ihri Händ vo de Chinden u leit se-n-em Vatter um e Hals. «Sing's no einisch, Muetter: 'Es ist ein Reis entsprungen'... gäll ja! Sing's no 'einisch!»

(Aus: «O du fröhliche! Gschichte für d'Wiehnachtszyt» von Elisabeth Müller. Verlag Francke AG., Bern.)

Der gestohlene Weihnachtsbaum

Ein jedes besetzte Land hat dasselbe Gesicht, die gleiche Einteilung: Da ist einerseits der kleine Haufen der Sieger — machtvoll, unnahbar und gefährlich; auf der andern Seite die grosse Volksmenge mit leidendem Ausdruck in den Augen, ohnmächtig, stumm und rebellisch. Jede Anordnung wird von der Menge als eine Schikane aufgefasst, worauf tausend neue Umgehungsstricks ersonnen werden.

In einer kleinen Provinzstadt im weiten Norden, wo meine Familie eine solche Besatzungszeit erlebte, erschien kurz vor Weihnachten ein Befehl, wonach die Weihnachtsbäume abgeschafft wurden und der Handel mit ihnen verboten war. Bis dahin hatten wir alle Aenderungen, welche der Krieg mit sich brachte, ohne zu murren ertragen. So waren wir eines gar nicht schönen Tages blitzschnell aus unserer grossen Wohnung auf die Strasse gesetzt worden. Vom grossen Pferdestall war uns zufällig ein Pferd übriggeblieben. Wir, eine neunköpfige Familie, waren sehr froh gewesen, unge-



Morgen ist Weihnacht (Photo O. Furter)

trennt und unversehrt in zwei kleinen Zimmerlein der Vorstadt Unterkunft zu finden.

Wir wohnten jetzt im Hofgebäude einer alten, längst verlassenen Bierbrauerei. Im gleichen Hof gab es nur noch eine ebenso kleine Wohnung, die von einem uniformierten jungen Mann bewohnt war. Dieser junge Mann, unter uns einfach Peter genannt, sollte den Gerüchten nach in der Untersuchungskommission oder als Spitzel arbeiten, was ziemlich dasselbe war. Mit Peter hatten wir keine näheren Beziehungen. Es kam vor, dass er unser Pferd brauchte, was ihm nie abgeschlagen wurde, aber auch während der Fahrt sprach er nie mit meinem Bruder, welcher immer selber kutschierte. Später liess er von sich aus dieses Pferd offiziell zu seiner Verfügung eintragen. Für uns bedeutete dies nur, dass es der Ablieferung in die Armee entzogen war, sich aber auch weiterhin in unserem Besitz befand. Damals bedeutete für uns dieser vierbeinige Vermögensrest die Grundlage unseres Daseins, unsere einzige Lebensquelle. Mit ihm konnte mein Bruder in entlegene Dörfer reisen, wo es bessere Tauschmöglichkeiten als in der Stadt gab. Die Sachen verwandelten sich wie im Zauber. Unsere alten, am Morgen vom Bruder mitgenommenen Schuhe assen wir abends als Brot oder Grütze auf. Einmal gefiel meine rosa Seidenbluse einer Dorf-frau derart, dass ich jubelnd mit einem Topf voll Honig unter dem Arm, aber ohne Bluse heimkehrte.

Jeden Tag, da wir Grossen wegen der Arbeit oder Nahrungssuche das Haus verliessen, blieben meine sechsjährigen Zwillingbrüder allein daheim. Auf die Strasse durfte man sie nicht ohne Aufsicht gehen lassen. So blieben sie den ganzen langen Tag eingesperrt. Am Abend, wenn die Familie sich versammelte, hatten die beiden noch weniger Freude, denn die Grossen brachten viel Misserfolg und üble Laune heim und verlangten Stille und Ruhe. Da wurden die Buben in ihrem Treiben noch mehr eingeschränkt als tagsüber. Sie wurden blass und nervös. Die Lage war nicht zu ändern, aber eines nahmen wir alle uns vor: den Kleinen wenigstens ein Weihnachtsfest zu bereiten. Gewiss gab es keinen Baumschmuck, und auch Spielzeug war nirgends zu kaufen. Es gab einfach keine Geschäfte mehr in der Stadt.

Meine Mutter nähte jeden Abend, wenn die Kleinen schliefen, merkwürdige Tiere aus Stoff. Vater zimmerte Wagen dazu. Wir stöberten Kerzen auf, was eine grosse Seltenheit war. Die Wundertiere meiner Mutter wurden eines Abends zu richtigen Pferden, als sie ihnen Pelzstücken als Mähne und Schwanz ansetzte. Schon hatte der Vater die Wagen musterhaft poliert und angestrichen. Dann fiel der Schnee, der gute, alte Schnee der Vorkriegszeit. Er deckte fleissig die müde Erde zu. Mit ihm kam auch sofort die Weihnachtsstimmung. Und da kam das Tannenbaumverbot heraus...

Wir waren wie gelähmt. Es hatte keinen Sinn mehr, weitere Vorbereitungen auf Weihnachten zu machen. Die Abende verloren ihren Reiz und Zweck. Unsere letzte Hoffnung war der älteste Bruder, der ewig unterwegs war und vielleicht eine Möglichkeit fand...

Am Silvestertag kam der Bruder nachmittags heim, ohne Baum. Er brachte es nicht übers Herz, unsere enttäuschten Gesichter zu sehen. Es dämmerte bereits, als er sein Pferd nahm und wegfuhr. Er wollte sein Glück im Wald versuchen. Die Strassen waren leer. Es hatte gerade aufgehört zu schneien. Das letzte Haus am Stadtrand, ein grosses, stattliches Gebäude, sah man von weitem hell erleuchtet. Es wurde von der Besatzungsmacht als Tanzlokal verwendet. Im oberen Stockwerk waren Büros untergebracht. Durch die grossen Fenster sah man eine Menge junge Leute, die eifrig mit buntem Papier und Bändern den Saal schmückten. Man hörte Gelächter, Klavierspiel und Gesang, alles durcheinander. Die Herren des Tages bereiteten sich auf den Festabend vor. Aber was stand da draussen in der Ecke, am Zaun angelehnt? War das nicht ein Tannenbaum? Für die Herren also war es erlaubt! Schnell stieg mein Bruder aus



Das immer schöne Weihnachtslied (Photo O. Fürter)

dem Schlitten, ergriff die Tanne und legte sie behutsam in den Schlitten unter die Pelzdecke, wandte sein Pferd und fuhr heimzu.

Eine halbe Stunde später stand die schöne Tanne in unserer Wohnung mit allem, was einigermaßen glänzte, behängt. Halsketten, bunte Fäden, sogar ein verpfuschter, unfertiger Engel guckte verschämt unter einem Ast hervor. Auch Vaters Serviettenring baumelte daran. Wir plünderten die Glaskugeln der Lampenschirme. Die Kerzen wurden direkt an die Aeste angebracht. Zu oberst hing Mutters Silberbroche aus der Schweiz mit drei richtigen Glöcklein, die den Buben die Erlaubnis zum Eintreten vorläuteten. Unter dem Baum lagen Geschenke. Wir sangen Weihnachtslieder. Kurz, es war ein Weihnachtsabend nach Brauch und Sitte, wenn auch ohne irgendwelche Essenszutaten. Dann räumten wir unser Bäumchen auf und versteckten es auf dem Heustock.

Am folgenden Morgen verlangte Peter wieder das Pferd. Schweigend, wie gewöhnlich, stieg er in den Schlitten unter die Pelzdecke. Sie fuhren den gleichen Weg wie mein Bruder gestern: Peter wollte in ein Büro zum Rapport. Mein Bruder schaute den bekannten Weg an und dachte, er sehe beinahe die eigene Spur von gestern. Sie näherten sich schon dem grossen Hause.

Da sagte plötzlich Peter: «Die Spur war gestern so gut sichtbar, dass es ein Glück war, dass ich allein zum Nachforschen geschickt wurde. So kann ich heute ungehindert melden, ich habe nichts gefunden.» Er stieg aus dem Schlitten, klopfte kleine Tannenzweiglein von der Uniform ab, zwinkerte mit den Augen und verschwand um die Ecke. Die Fellseite der zurückgeworfenen Pelzdecke war dicht mit Tannennadeln und -zweiglein besät...

V. L.